

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 106 (1980)
Heft: 50

Illustration: [s.n.]
Autor: Stauber, Jules

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein folgenschwerer Spitalbesuch

Was man über peinliche Zwischenfälle in den Spitälern gelegentlich durch die Presse erfährt, ist nicht unbedingt dazu angetan, einen zu überzeugen, dass man sich der Obhut eines Klinikbetriebes vertrauensvoll ans Messer liefern kann. Doch vielleicht rühren diese gerne verbreiteten Unterstellungen auch vielfach daher, dass die Zeitungen selbst, wie die vielen sinnstörenden Druckfehler beweisen, nicht über jeden Zweifel erhaben sind. Da tut es sicher gut, die eigene Unzulänglichkeit mit ärztlichen Kunstfehlern zu verdecken.

Hin und wieder liest man also von schauerlichen Vorkommnissen in Spitälern, bei denen einem Patienten versehentlich ein Arm amputiert oder die Gallenblase entfernt worden sein soll, obwohl er nur an einer Schulterfraktur litt. Ich habe solche Meldungen bisher stets für journalistischen Schwachsinn gehalten. Die Einfallslinien geirnter Reporter erschienen mir dabei genauso albern und abgestanden wie der uralte Witz vom Chirurgen, der beim Entfernen des Blinddarms angeblich seine Pfeife in der Bauchhöhle des Patienten zurückgelassen haben soll, was alleine schon deshalb ganz unmöglich ist, weil im Operationssaal bekanntlich striktes Rauchverbot besteht. Mein Vertrauen in die absolute Zuverlässigkeit medizinischer Grossbetriebe war grenzenlos und nicht einmal durch die Indiskretionen eines Julius Hackethal zu erschüttern.

Neuerdings bin ich mir da allerdings nicht mehr so sicher. Die Ernüchterung kam um so plötzlicher, als ich letzten Sommer meinem alten Freund Egon einen Besuch abstatten wollte, der wegen eines Knochenleidens im Spital zu Dingsda lag. Bereits auf den ersten Blick offenbart das Spital drei herausragende Eigenschaften: Es ist sehr hoch, zugleich sehr alt sowie sehr modern und sehr weiträumig. Ursprünglich wohl in den zwanziger Jahren gegründet, hatte jede Periode wirtschaftlicher Prosperität und der damit verbundenen Bevölkerungsexpansion schubweise ihre architektonischen Spuren hinterlassen, so dass schliesslich ein ineinander verschachteltes

System von Haupt- und Nebengebäuden daraus entstanden war, dessen Wirrnis unüberschaubar erschien. Obwohl mir das Krankenhaus von früher her nicht ganz unbekannt war, glaubte ich doch vor einem völlig neuen Gebäude zu stehen. Nur der Haupteingang mit seiner grünekachelten Fassade bot immer noch den altvertrauten Anblick.

Ich strebte also aufs Portal zu, in der Hand eine Flasche Bordeaux, welche Egon wieder auf die Beine helfen sollte, liess mir vom Pförtner die Zimmernummer des Patienten geben (Trakt C, 421) und glaubte mich im übrigen schon selbst auf meine Findigkeit verlassen zu können. Ohne mich lange zu besinnen marschierte ich los, in sportlichem Ehrgeiz darauf verzichtend, den Lift am Haupteingang zu benützen. Mein

Weg führte durch lange, neonbeleuchtete, äthergeschwängerte Korridore, an Zimmern und Kammern vorüber, aus denen mir die hinter den Türen lauernde Hoffnung auf baldige Genesung spürbar entgegenquoll.

Als ich unterwegs rasch einmal den Blick hob, um mich zu orientieren, schrak ich zusammen. An den Wänden und von der Decke herab hingen rechteckige Schilder, die auf blauem Hintergrund merkwürdige Symbole darstellten, bei denen es selbst einem hervorragenden Hieroglyphenforscher bestimmt schwergefallen wäre, einen vernünftigen Sinn daraus zu entnehmen. Einige der Piktogramme, wie man diese Wegmarken zum vollcomputerisierten Analphabetentum wohl nennt, zeigten verbundene Köpfe, bandagierte Füsse,

Krücken, Brillengestelle sowie eine stilisierte Darstellung von Mutter und Kind, der ich immerhin die Erkenntnis verdanke, dass hier in der Nähe vermutlich das Revier der Wöchnerinnen sein musste. Die tiefere Bedeutung dieser chiffrierten Geheimzeichen verneinte ich allerdings zu erahnen, als ich eine vorüberauschende weisse Gestalt, die aus einem Raum kam, dessen Tür mit zwei Sonnen gekennzeichnet war (was immer sich dahinter verbergen mochte), nach dem Weg fragte und sie sich weder des Deutschen noch irgendeiner anderen abendländischen Kultursprache mächtig erwies, sondern nur hilflos die Achseln zuckte und davoneilte. Inmitten der babylonischen Sprachverwirrung, die in einer Krankenanstalt dieses Ausmasses herrscht, müssen Piktogramme, selbst auf die Gefahr hin, nicht von jedermann sofort verstanden zu werden, zwangsläufig als das kleinere Uebel erscheinen. Mich wundert eigentlich nur noch, dass es dabei nicht häufiger zu peinlichen Verwechslungen kommt. Sollte die Presse vielleicht doch nicht übertrieben haben? Obwohl ich mir nur schwer vorzustellen vermag, wie die geschilderten Fälle durch die undurchdringlichen Mauern des Schweigens jemals an die Öffentlichkeit gelangen konnten.

Dagegen liess mich die Inschrift einer Tafel: B 1. OG 1 nicht länger darüber im unklaren, dass ich mich offenbar im 1. Obergeschoss links befand, wiewohl ich, wie mir erst jetzt zum Bewusstsein kam, in die entgegengesetzte Richtung hätte gehen sollen. Ein Blick aus dem Fenster auf das weitverzweigte Labyrinth der Spitalanlage bestätigte meine Vermutung: Ich hatte mich verlaufen. Auf der anderen Seite lag der erst vor kurzem renovierte Trakt C im hellen Schein der Mittagssonne. Um rasch dort hinüber zu gelangen, brauchte ich nur den zu einer Art Dachterrasse gestalteten Innenhof, der zwischen den beiden Gebäudeteilen lag, zu überqueren. Die Zeit drängte, zumal die Besuchsdauer auf eine Stunde beschränkt war. Als ich daher an eine schmale Tür der Glasveranda gelangte, welche die Front des Ganges umgab, und diese einen Spalt breit geöffnet

